

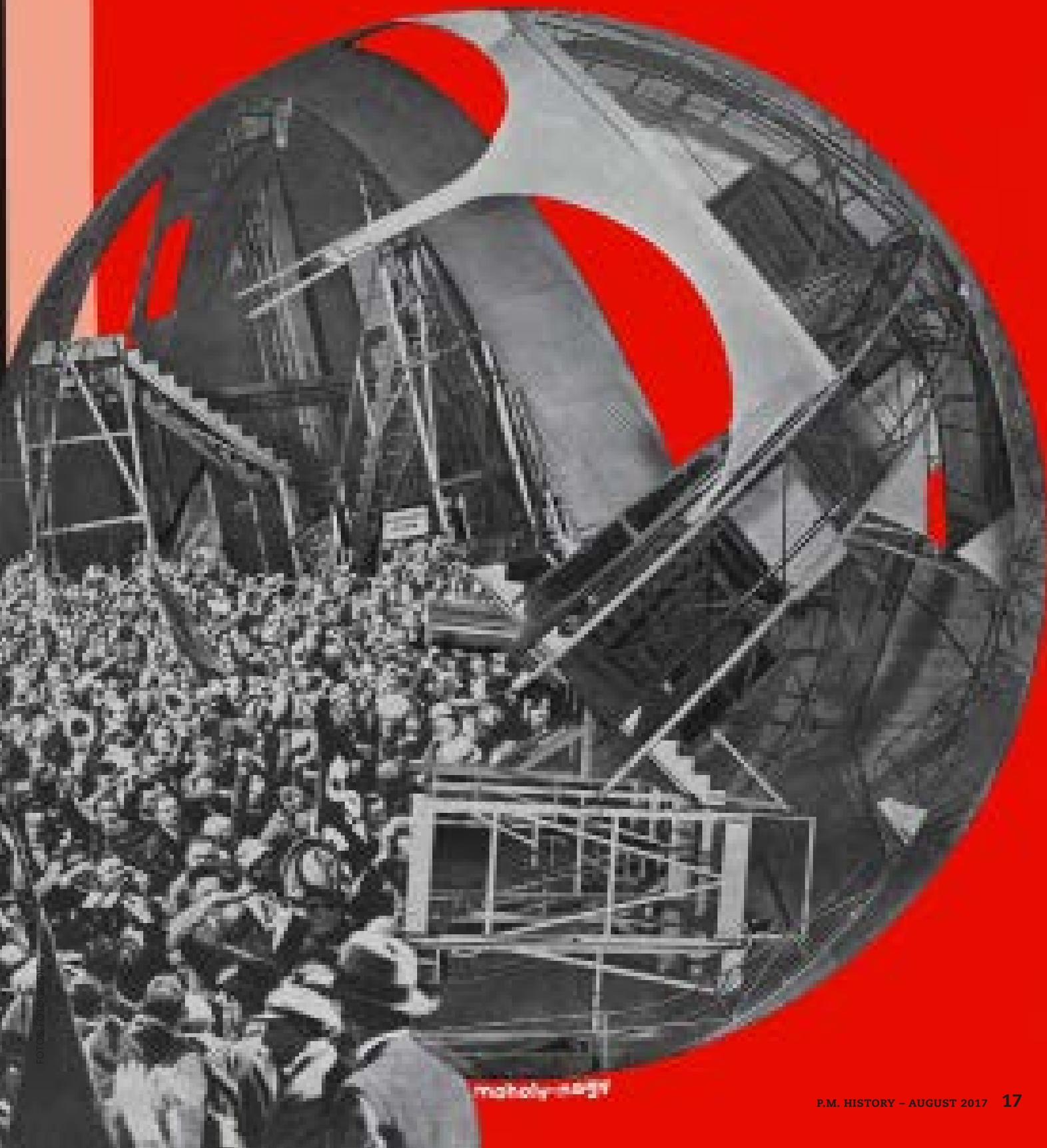
Das Drama vom „Roten Pis“

Erwin Piscator flieht vor Hitler, wird zum Lehrer von Marlon Brando und dann zum „Brecht“ der jungen Bundesrepublik. Die Biografie eines Theatervisionärs

Von Michael Schophaus

DIE MASSEN BEGEISTERN und die Massen mobilisieren. Das ist der Anspruch des Regisseurs Erwin Piscator. Niedergelegt in seiner Schrift „Das Politische Theater“ von 1929, deren Einband hier gezeigt ist





© 2017 by P.M. History

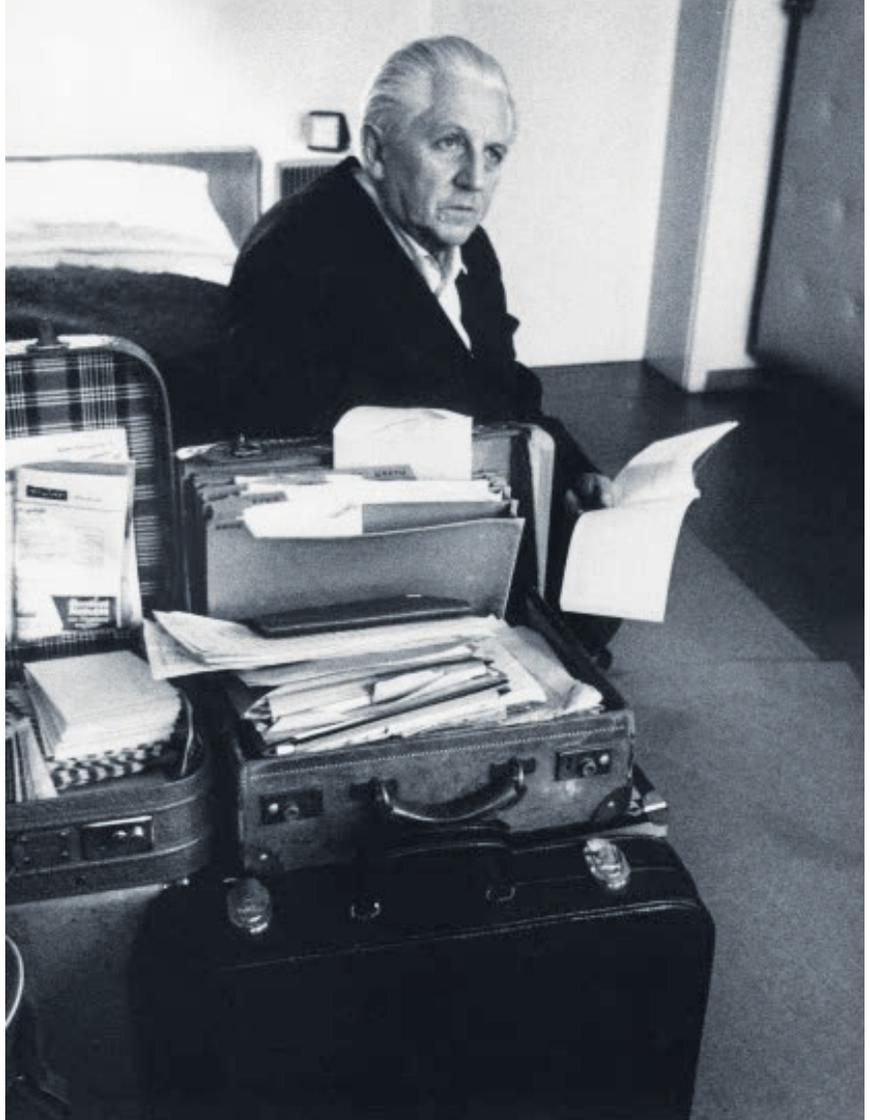
Es ist Sonntag, der 7. Oktober 1951, als Erwin Piscator in der Vergangenheit landet. Irgendwo da draußen hat sie ihn eingeholt, über dem stürmischen Atlantik. Als er nach seinem Flug von New York nach Hamburg deutschen Boden betritt, wackeln die Beine des schwächlichen Mannes. Er ist 57 Jahre alt, kraftlos und enttäuscht, weil er mit seiner Karriere wieder ganz von vorn anfangen muss. Vor fast 20 Jahren war er vor Adolf Hitler geflohen. Jetzt hat ihn der Kommunistenjäger Joseph McCarthy aus Amerika vertrieben.

Erwin Piscator ist bereits berühmt, als er Deutschland 1931 verlässt. Ein aufsässiger, alles infrage stellender Regisseur, ein Revoluzzer des Schauspiels. Selbst Bertolt Brecht bewundert ihn. Er gilt als der Gründer des proletarischen Theaters, bringt Arbeiter nicht nur von der Fabrik in die Stuhlreihen, sondern lässt sie sogar an der Berliner Volksbühne in „Die Räuber“ von Schiller mitspielen. Er will die Kunst zum Volke tragen, „das Drama soll endlich wieder im Mutterboden der Menschheit keimen“.

So pathetisch nennt er das damals.

Piscator macht keine Kunst um der Kunst willen. Er will immer einen Zweck damit verbinden. Den Zweck, Massen zu aktivieren. Politisches Denken zu fördern. Nicht bloß zu unterhalten. Dazu nutzt er den frischen Geist der 1920er. Theater als blank geputzter Spiegel der Wirklichkeit. Theater als Propaganda. Eigentlich ist der stramme Linke mit dieser Haltung gar nicht weit weg von den Nazis, wenn auch mit einer ganz anderen Botschaft. Aber noch sind die Nazis weit weg von ihm.

Im Jahr 1893 wird Erwin Piscator in der Nähe von Wetzlar geboren. Schon als Kind will er auf die Bühne. Ein Westerwälder Dickschädel, der gern mit dem Kopf durch die Wand will. In Matrosenanzug und Rüschenbluse geht er zum ersten Mal ins Gießener Stadttheater, sieht mit großen Augen „Maria Stuart“. Danach ist es um ihn geschehen. Schauspieler! Sein kleiner Bruder



ARBEITEN AUS DEM KOFFER Am Ende seiner Karriere erringt Piscator in seiner alten Heimat endlich die Anerkennung, die ihm lange verwehrt war: Er wird zum Star, inszeniert an Bühnen in der ganzen Bundesrepublik (Foto von 1961)

Paul steht Schmiere, wenn er auf dem Dachboden des elterlichen Hauses elendig lange Monologe aus „Der Widerspenstigen Zähmung“ hält. Paul muss klatschen, sonst setzt es Prügel.

Vater Carl besitzt ein Warengeschäft und handelt mit Textilien. Er hält nichts von den Flausen seines Sohnes. Statt auf die Bühne muss Erwin in die Knabenbürgerschule, später ins Königliche Gymnasium von Marburg. Kein großes Theater wie auf dem Dachboden, eher ein echtes Trauerspiel. Erwin ist ein miserabler Schüler, bleibt in der Quarta zweimal sitzen. Im Zeugnis steht: „Aufmerksamkeit und Fleiß genügend, aber ohne Erfolg.“ In Geschichte kriegt er eine Fünf.

Irgendwie schafft er das Abitur und beginnt 1913 eine Schauspielausbil-

dung in München. Weißer Stehkragen, Maßanzug, dicker Ring am Mittelfinger. Piscator hat sich zur Bewerbung heimlich in Papas beste Klamotten geschmissen. Man attestiert ihm Talent. Nebenbei studiert er Kunstgeschichte und Philosophie. Liest Oscar Wilde und Friedrich Nietzsche und „alle jene, die diese morbide bürgerliche Gesellschaft ironisiert und bekämpft haben“.

Zu den Proben erscheint er im Zweireiher und in Hosen mit Bügelfalte: ein Salonkommunist mit wirren Ideen, aber feinen Manieren. Er will keine Ballonmütze, keine roten Schlipse wie seine Gesinnungsgenossen. Er will den Zuschauern als überzeugter Ästhet die Welt vor Augen führen. „Nicht mit einem schmutzigen Knebelbart, wie ihn Mephisto in unserem Stadttheater trägt“, sagt er. Er will, verdammt noch

mal, ein bedeutender Lyriker werden. Sein Theater soll die Menschen ändern, mindestens! Piscator birst vor Selbstvertrauen.

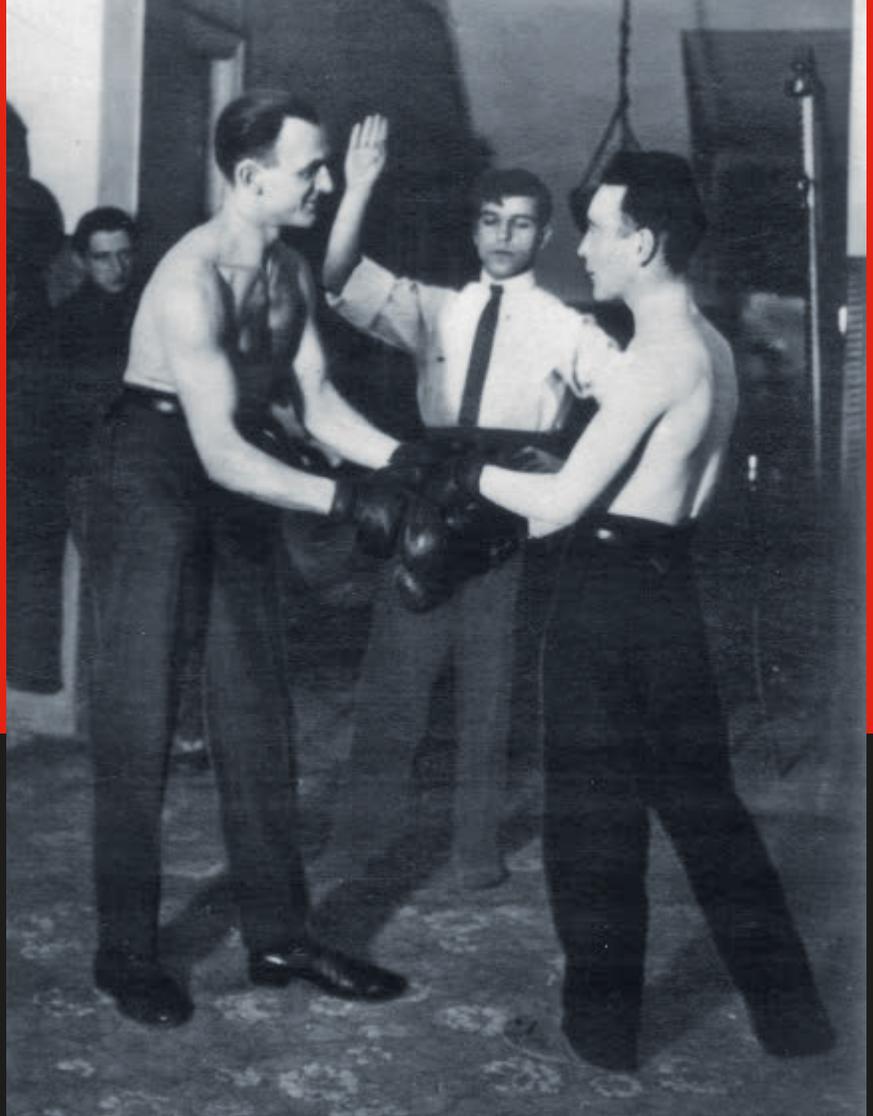
Aber dann kommt ein Krieg, der ihn verändert. Er springt als junger Kerl in den Frontgraben und kriecht als ängstlicher Mann wieder heraus. 1915 wird er nach Flandern berufen und einer Infanterieeinheit zugeteilt, erlebt monatelange Stellungskämpfe. In Feuerpausen schreibt er traurige Gedichte, zittrig, auf feuchtem Papier. Sie werden später in der Wochenschrift „Die Aktion“ veröffentlicht. In seinem Kopf spuken Bilder von Blut und Verzweiflung.

Piscator ist Zeuge einer Tragödie, wie sie selbst Shakespeare nicht grauenhafter hätte schreiben können. Er wird schwer verwundet, „der Tod klopfte laut bei mir an“, sagt er später. Im Herbst 1917 beteiligt er sich an einem Fronttheater. Man spielt Heiteres, einfach nur vergessen. Er schmeißt den ganzen Laden, ist zugleich Schauspieler und Regisseur.

Der Krieg macht ihn noch mehr zum Kommunisten, zum Pazifisten sowieso. Freunde rufen ihn „Roter Pis“. Nach der Novemberrevolution tritt er in die KPD ein und feiert das Ende der deutschen Monarchie.

Die nächste Zeit ist ein ständiges Auf und Ab. Die junge Demokratie der Weimarer Republik taumelt. Bei manchen Bühnen schlägt man ihm die Tür vor der Nase zu. Andere Häuser rollen dem „Roten Pis“ einen Teppich aus. Er gibt das Schauspielen auf, steckt seine Ziele höher, als auf den Brettern den Heldentod zu sterben. Er will bestimmen, machen, gestalten, Theater als moralische Institution begreifen. Er wirbt dafür mit Worten, bei denen sich manche nur noch an den Kopf fassen. „Ich strebe“, sagt er, „die Veredlung des Einzelnen an.“ Doch in Berlin hat er mit diesem idealistischen Geschwurbel irgendwann Erfolg. 1924 wird er Oberspielleiter an der Volksbühne am Bülowplatz.

Erwin Piscator inszeniert viele Klassiker, rauf und runter. Aber immer haucht er ihnen politische Botschaften



KAMPF-KÜNSTLER Der Maler George Grosz (vorn li.) und die Dadaismus-Pioniere Helmut und Wieland Herzfelde beim Boxen in Berlin. Im Hintergrund: Erwin Piscator



SPIEL-PARTNERIN
Piscators erste Ehefrau Hildegard ist Schauspielerin. Das Paar trennt sich einvernehmlich



WEGGEFÄHRTEN Piscators Vision eines politischen Theaters ergänzt und befruchtet sich mit der seines Freundes Bertolt Brecht (re), der als Pionier des „epischen Theaters“ gilt. Hier posieren die beiden mit dem Kritiker Herbert Ihering und der Schauspielerin Carola Neher

ein. Da sieht der Held gern mal wie Leo Trotzki aus, und dessen Geliebte spricht wie Rosa Luxemburg. Er setzt filmische Mittel ein, schreibt versteckte Parolen in die Dialoge. Nach drei Jahren kommt es zum Skandal. Er braut sich bei der Inszenierung von „Gewitter über Gotland“ von Ehm Welk zusammen. Piscator

ler, der Geschichte eines Revolutionärs, zeigt er, was er kann. Laufende Bänder, Fahrstühle, drehende Bilder. Ein Kritiker schreibt: „Eine phänomenale technische Phantasie hat Wunder geschaffen.“ Piscator ist bei sich angekommen.

Alles ist politisch an seiner Kunst. Bald darauf inszeniert er mit „§ 218

Aufstand der Fischer“ nach einer Novelle von Anna Seghers. Die Geschichte über den Widerstand streikender Matrosen gegen schlimme Arbeitsbedingungen auf den Schiffen. Piscator bleibt seinem Lebensthema treu.

Auch in der Wahl seiner Feinde. Als ihm Propagandaminister Goebbels 1935 das Angebot macht, nach Deutschland zurückzukehren, lehnt er ab. Die Nazis brauchen Männer wie ihn, die ein Massenpublikum begeistern. Der Piscator sei zwar ein politischer Wirtkopf, soll Goebbels gesagt haben, aber er verstehe sein Handwerk. Über einen Mittelsmann lässt Piscator ausrichten: „Bestellen Sie Goebbels einen Gruß von mir. Ich komme zurück, wenn er nicht mehr da ist.“ Erwin Piscator weiß noch nicht, dass er Wort halten wird.

„Bestellen Sie **Goebbels einen Gruß:** Ich komme wieder, wenn er weg ist“

lässt einen Schauspieler mit Lenin-Maske auftreten. Ein Eklat! Der Vorstand sieht „die Neutralität“ der Volksbühne gefährdet. Das Stück wird abgesetzt, Piscator kann gleich mitgehen.

Ein paar Monate später eröffnet er ein eigenes Theater am Nollendorfplatz. Über 1000 Plätze, aufwendige Technik, die Bühne ist vier Stockwerke hoch. Er setzt Filme und Fotos ein, umgibt sich mit Freigeistern wie Thomas Mann, Egon Erwin Kisch und Bertolt Brecht. In „Hoppla, wir leben!“ von Ernst Tol-

(Frauen in Not)“ ein Stück gegen das Abtreibungsverbot. Geld spielt keine Rolle. Er hat es, er kriegt es. Aus Kulturämtern. Von reichen Kunstfreunden. Und durch das stets ausverkaufte Haus.

Doch bald schleicht sich die Weltwirtschaftskrise bis in die erste Reihe seines Theaters. Zudem hat Piscator schlecht gewirtschaftet, 1929 droht Konkurs. Um dem zu entgehen, setzt er sich nach Russland ab, arbeitet in Murmansk und Moskau. Dreht seinen ersten Film, der auch sein einziger bleibt: „Der

Dann, 1939, die Emigration. Zunächst nach Frankreich, von dort in die USA. Seine junge Ehefrau begleitet ihn: Maria Ley, eine wohlhabende, gebildete Tänzerin. Sie hat an der Pariser Sorbonne ihre Doktorarbeit



INSZENIERUNG Am Bühnenbild zum Drama „Hoppla, wir leben!“ loben Kritiker Piscators „phänomenale technische Phantasie“



SEELENERWANDTE Mit seiner zweiten Frau, der Tänzerin Maria Ley, betreibt Piscator seine Schauspielschule in New York

über Victor Hugo verfasst. Brecht ist ihr Trauzeuge, als sie Piscator in Neuilly heiratet. In New York wird das Künstlerpaar mit offenen Armen empfangen. Sie bekommen eine Wohnung in der 76. Straße. Gute Gegend, viele Intellektuelle, das deutsche Goethehaus ist nicht weit. Der Autor Carl Zuckmayer hilft ihnen beim Eingewöhnen, er ist schon vorher geflohen und schreibt Drehbücher für Hollywoodfilme. Zusammen haben sie die Idee zum Dramatic Workshop.

Zuerst räumen sie dafür das Wohnzimmer frei, später beziehen sie ein kleines Schulgebäude. Bei seiner Einreise hat Piscator den Beruf Lehrer angegeben. Weil die Einwanderungsquote für Regisseure schon erschöpft war.

Seine „Schule“ wird zum Sammelbecken amerikanischer Talente. Auch für Flüchtlinge aus Europa. Junge Kerle kommen vorbei, neugierig, schüchtern, sprechen auf ihrem Weg in eine große Zukunft aufgeregt vor. Sie heißen Tony Curtis, Harry Belafonte, Gary Cooper, Walter Matthau, Rod Steiger, Marlon Brando oder Tennessee Williams. Sie



PRÄRIE STATT THEATER Den Schauspielschüler Gary Cooper schickt Piscator in den Western

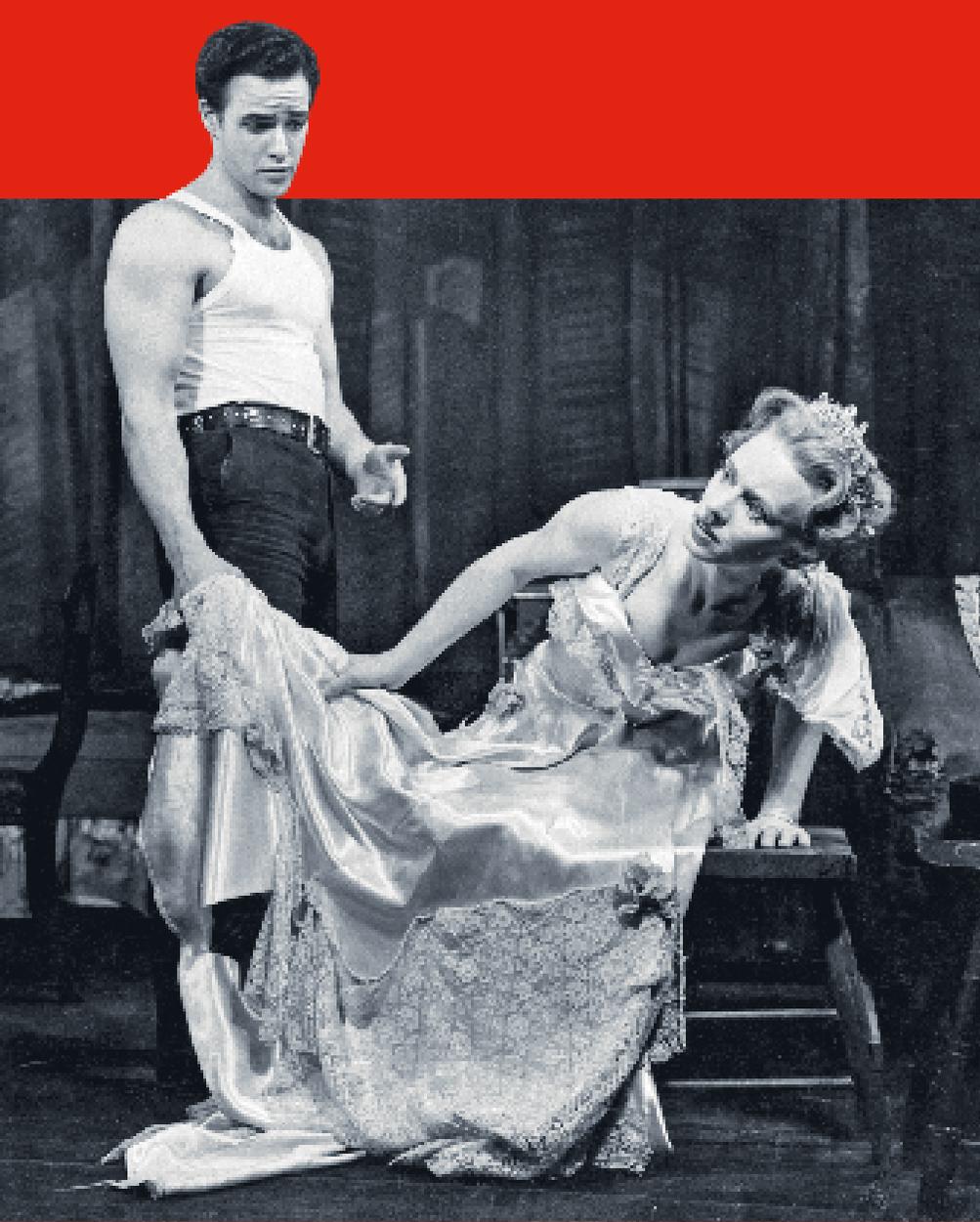


MATTHAU-METHODE Auch Komiker Walter Matthau (li., mit Jack Lemmon) lernte bei Piscator

alle stehen vor Weltkarrieren. Kein Mensch kennt sie zu der Zeit, Piscator bringt ihnen das Darstellen bei. Den Hang zum politischen Bekenntnis, den Mut zum Querdenken. Oft aber prallt er ab an der Wirklichkeit einer eher oberflächlichen Gesellschaft.

Aber er schreibt wieder Theatergeschichte. Prägt Arthur Miller, der später einer der größten Dramatiker der USA wird. Winkt den jungen Heißsporn Brando, dessen Genie er gleich erkennt, zum Broadway durch. Muss schließlich einsehen, dass Cooper besser in den Sattel eines Cowboyperds als auf die Bretter eines proletarischen Theaters passt.

Method-Acting. So heißt das neue Konzept der Schauspielausbildung, dem Piscator in New York zu Popularität verhilft. Es lässt die Schüler einfach machen. Sich frei entwickeln, eigene Erinnerungen einbauen. Sie lernen, sich auf den Boden zu legen und zu entspannen. Ihre Schwächen zu entdecken, ihre Stärken zu entfalten. Nicht, indem sie stur T. S. Eliot auswendig lernen. Lieber will Piscator, dass sie authentisch über



INSPIRATOR ERWIN Piscator-Schüler Marlon Brando (hier mit Jessica Tandy) im berühmten Drama des Piscator-Schülers Tennessee Williams: „Endstation Sehnsucht“

ihre Kindheit, ihre Träume und Ängste erzählen. Sie sollen an sich glauben. Tennessee Williams arbeitet als armer Schlucker in einer Schuhfabrik, als er 1942 in die Schule kommt. 1947 wird sein Drama „Endstation Sehnsucht“ in New York uraufgeführt, ein Welterfolg. Sein Mitschüler Marlon Brando erhält die Hauptrolle. In elf Jahren besuchen über 2000 Teilnehmer die Schauspielkurse von Erwin Piscator.

1951 bekommt er eine Vorladung von Joseph McCarthy. Der leitet das „Komitee für unamerikanische Aktivitäten“, hasst Kommunisten bis aufs Blut, will die Kunst von ihnen säubern. Theater, Verlage und Filmstudios ausmisten. Beschimpft den Deutschen als

einen „fellow traveller“, einen kommunistischen Mitläufer. Piscator entzieht sich dem Verhör und kehrt Hals über Kopf in seine Heimat zurück. Maria leitet in New York die Schule weiter. Sie schreiben sich fast täglich Briefe.

Aber was heißt schon Heimat? Das fragt sich Piscator, als er an jenem Sonntag auf dem Rollfeld des Flughafens steht. Man hat nicht gerade auf ihn gewartet. Für viele ist er ein Nestbeschmutzer. Einer, der wegflug, als es Deutschland dreckig ging.

Ein paar Monate lang versucht er sich am Hamburger Schauspielhaus. In seinem Fluchtgepäck steckt „Krieg und Frieden“ von Leo Tolstoi. Keiner will

das Stück. Nicht jetzt. 2000 Seiten in drei Stunden? Wie soll das gehen? Die Menschen müssen erst mal den Krieg verdauen.

Erwin Piscator kehrt in die Provinz zurück. Nicht wie Brecht nach Ostberlin, wo dem alten Freund gerade Orden für die Verdienste um den Sozialismus umgehängt werden. Piscator geht nach Marburg, zu seinen Wurzeln. Doch er stolpert über sie. Über den spießigen Geist Adenauers. Über die Steine im Weg. Über die Vergangenheit. In den hessischen Theatern hocken noch viele alte Nazis, die über das Geld bestimmen. Sie wollen keinen Kommunisten aus Amerika. Bei einer Bewerbung fragt Piscator einen Theaterbesitzer, der sich über sein gutes Auftreten wundert: „Was haben Sie erwartet? Einen unrasierten Kerl, der das Messer zwischen den Zähnen trägt?“

Er rennt an gegen Mauern aus Vorurteilen. Trotzdem darf er schlecht bezahlt „Leonce und Lena“ nach Gießen bringen, „Dantons Tod“ nach Marburg und „Macbeth“ nach Oldenburg. Provinz eben. Seine Lady Macbeth hat den Reiz einer Kuhmagd, sagt er später. Während ihm Maria in Briefen vom Glanz New Yorks erzählt, tingelt er über die Dörfer. Von der Kritik verhöhnt. „Man möchte den Herren von der Presse in die Fresse schlagen“, sagt er.

Noch bleibt sein Name auf den Plakaten klein gedruckt. Bis er Arthur Millers „Hexenjagd“ in Mannheim inszeniert. Ein Stück seines früheren Schülers, das ihn selbst tief berührt, weil es auch Teil seines Lebens ist: Es schildert die Verfolgung durch McCarthy. Seine eigene Angst. Piscator rückt die Bühne in die Mitte, das Publikum sitzt im Kreis. Die Schauspieler gehen beim Auftritt durch sie hindurch. Mehr Nähe geht nicht. Das Stück wird ein riesiger Erfolg. Ein erstes Loch in der Mauer der Vorurteile.

Piscator ist wieder da, er fasst neuen Mut. Glaubt plötzlich an die Selbsterkenntnis der Deutschen. Auf seinem Spielplan steht deshalb immer wieder die Bewältigung der Vergangenheit. 1955 wagt er sich am Berliner Schillertheater noch mal an „Krieg und Frieden“ heran. Die große Liebesgeschichte



SKANDAL MIT ANSAGE Die Intendanz an der Volksbühne beginnt Piscator 1962 mit Rolf Hochhuths Drama „Der Stellvertreter“, in dem das Schweigen des Papstes zum Holocaust kritisiert wird (hier: Dieter Borsche als Papst Pius XII. mit Günther Tabor und Hans Nielsen)

zu Zeiten des Russlandfeldzugs wird ein überragender Erfolg. Piscator wird vom Publikum gefeiert, von der Kritik verrissen. „Ich fühle mich mit Krätze überzogen“, sagt er. Aber immer mehr Leute wollen seine Stücke sehen.

Er wird wertgeschätzt. Endlich! Erhält Anerkennung, Orden, Bundesverdienstkreuz, akademische Titel. Es gibt viel nachzuholen für sein starkes Ego. Er erreicht im Westen einen Rang wie im Osten Bertolt Brecht, der 1956 an Herzversagen stirbt. Sechs Jahre später wird Piscator zum Intendanten an die Volksbühne in Berlin berufen. Das erste Haus am Platz. Er nutzt den guten Ruf gleich aus. Bringt das Trauerspiel „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth auf

die Bretter. Legt sich darin mit Papst Pius XII. an, beschreibt dessen feiges Schweigen zur Deportation von Juden ins KZ Auschwitz. Ein Skandal! Piscator ist zufrieden mit seinem Einstand.

Am 19. Oktober 1965 erlebt er seinen größten Erfolg. „Die Ermittlung“ von Peter Weiss hat Premiere. Wieder wird Auschwitz verarbeitet, ein scharfer, schmerzhafter Schnitt in die Seele der Deutschen. Es wird eine Verhandlung zwischen neun Zeugen und 18 Angeklagten nachgespielt. Mitten unter den Zuschauern. Opernmusik, Dialoge, die unter die Haut gehen. Am Ende wird nicht nur Deutschland schuldig gesprochen. Das Stück geht nach Moskau, New York, Prag und Stockholm.

Ein Jahr später fällt sein letzter Vorhang. Die Gallenblase platzt, jede Hilfe kommt zu spät. Ein Tod mit schlimmen Schmerzen, Erwin Piscator erlebt keinen würdigen Abgang aus dem Leben. Aber „Die Ermittlung“ wird noch in aller Welt lange gefeiert. Seine Witwe Maria Ley stirbt 1999 mit 101 Jahren, sie hinterlässt einer Stiftung über 12000 Briefe. Die meisten davon hat sie ihrem Mann von New York aus geschrieben. ■



Michael Schophaus durfte beim Schultheater oft nur den Vorhang ziehen. Man spielte viel Brecht. Aber der Name Piscator fiel damals nie.